



VON MENSCHEN UND ANDEREN TIEREN

Die Mensch-Tier-Beziehungen
stecken voller Probleme.
Für die wenigsten Menschen
ist jedes Tier gleich,
und nicht einmal innerhalb
jeder Art gelten die
gleichen Maßstäbe. Manche
Tiere lieben wir,
andere halten wir in Fassen,
um sie zu nutzen, zu töten.
Was ist zu tun? Neue
Gedanken zu einem alten
Problem – von einer
pragmatischen Philosophin.

Text: Mara-Daria Cojocaru; Foto: Jill Greenberg

Der Mensch, das würden Ihnen die allermeisten anderen Tiere bestätigen, ist ein lautes, ja, geschwätziges Tier. Unsere Ausbreitung über den Planeten Erde wird spätestens seit biblischen Zeiten begleitet von einem ständigen Gerede davon, was wir sind – gern auch in Abgrenzung zu Affe, Schwein, Fruchtfliege, Hefe oder Gott. Und was wir sein könnten:

Affen und Schweine nur im Schimpfwort. Fruchtfliegen? Ungern. Götter? Vielleicht... Doch die menschliche Selbstbestimmung, gespielt über die begriffliche Bande »Tier«, reicht vermutlich viel weiter zurück – bis an die Anfänge der Menschwerdung und Sprachfindung. Warum sollte man dazu heute noch etwas sagen? Würde ein neuer Mensch gefunden? Gibt es spezifisch aus der Perspektive der tierethischen Forschung etwas Neues zu sagen? Sprechen die Realitäten der vielfältigen Beziehungen und Verhältnisse, in denen Menschen und andere Tiere miteinander stehen, nicht für sich?

Im 21. Jahrhundert bestimmen Menschen wesentlich über die Reproduktion, Lebensdauer und Lebensqualität der allermeisten Landtiere. Sie tun dies in einem Maße, dass diese domestizierten Tiere mittlerweile den Hauptanteil der Biomasse auf diesem Planeten ausmachen. Diese anderen empfindungsfähigen Wesen haben sie in – mit ihren Nutzungsabsichten konforme – Kategorien gesteckt, in denen dann für biologisch mehr oder weniger gleiche Wesen unterschiedliche ethische Maßgaben gelten.

Die menschliche Willkür

Die menschliche Inkonsistenz ist dabei ziemlich offenkundig. In tierethischen Lehrveranstaltungen gehe ich manchmal eine Collage aus frech aus dem Netz zusammengeklauten Bildern durch und bitte um sachliche Beschreibungen. Auf sechs Bildern ist auf den ersten Blick jeweils schnell ein und dieselbe Tierart identifiziert: das Kaninchen.

Auf dem ersten Bild ist trotz der vielen dicht aneinander gedrängten Tiere im Falle der Mastkaninchen leicht die Art zu identifizieren. Im zweiten Bild sitzt ein zum Heimtier gewordenes Hauskaninchen, mit schlappen Ohren, zart und nachgerade unantastbar im goldenen Stroh. Bild drei zeigt noch ein Heimtier, diesmal durch Fettschverkleidung im S/M-Stil herb degradiert. Bild vier ist tatsächlich ein klassisch »schlimmes Bild« – ein Angorakaninchen, dem man offenkundig die Wolle schon vom Leib gerupft hat, das den Kopf hängen lässt, stumpfer Blick, das Gegenstück zum zweiten Bild. Das fünfte Bild zeigt ein Versuchskaninchen im Toxizitätstest an der Haut: rasierte, rote Stellen auf der rosa Haut, klammer Blick; auch schlimm, vor allem, dass es den Test noch gibt. Auf dem sechsten Bild ist ein erlegtes Wildkaninchen zu sehen, wie es mit den Hinterbeinen an einen Ast geknüpft ist und die Vorderpfoten durch die Schwerkraft und den Winkel, wie es da hängt, fast wie zu einer Bittgeste zusammenfallen.

Lassen wir beiseite, dass es zwischen den domestizierten und wilden Varianten dieses Tiers einen biologischen Unterschied gibt, der in der Fachsprache mit »forma domestica« indiziert wäre. Diese Kaninchen, alle erst einmal *Oryctolagus cuniculus*, können offenbar erstaunliche ontologische Sprünge vollziehen – von einer Kategorie »Tier« in die nächste: vom Nutztier zum Heimtier, zum Versuchstier, zum Wildtier. Noch erstaunlicher ist aber, mit welcher Willkür Menschen diese sich untereinander in nichts – und im Vergleich zu Menschen in nur wenig – unterscheidenden Tiere ihren Nutzungsabsichten unterwerfen.

Wie gesagt, ich bitte, wenn ich diese Bilder zeige, immer um sachliche Beschreibungen. Das gelingt den Leuten, so weit es möglich ist, die Werte zu ignorieren, die in eben diese Kategorien eingeschrieben sind. Und das geht fast nicht. Jedes Bild lässt erahnen, was recht bald mit den Kaninchen

geschehen wird, was also im Umgang mit diesen Tieren als recht und billig gilt: Die Mastkaninchen werden geschlachtet, da Nutztiere Nutzen bringen müssen. Das eine Hauskaninchen wird wohl gleich von einem Kind ins Herz geschlossen, da Heimtiere zu lieben sind; das andere Hauskaninchen wird vielleicht verlacht – auch das muss sich ein Heimtier gefallen lassen.

Sofern das Angorakaninchen nicht vorher zugrunde geht, wird das Ganze wiederholt: Das Fell wird nachwachsen, und es wird ihm wieder abgenommen. Auch das Versuchskaninchen wird nach der Auswertung – das kann ein paar Tage dauern – wenn möglich »wiederverwendet« oder eingeschläfert, wobei auch Bolzenschuss, Genickbruch oder ein stumpfer Schlag auf den Kopf erlaubt sind. Dem wilden Kaninchen wird wohl das Fell abgezogen werden und so weiter. Vielleicht wird ihm zuerst die Bauchdecke aufgeschlitzt, vielleicht macht man das andersrum, ich weiß es nicht.

Festzuhalten ist, dass es also DAS KANINCHEN anscheinend gar nicht gibt, sondern nur das, was Menschen durch ihre Nutzungsabsichten aus ihnen machen. Die Maxime, dass wir uns nur dadurch einen Begriff von etwas machen können, wenn wir alles bedenken, was aus dem Gegenstand unseres Nachdenkens folgt und denkbarerweise einen Unterschied in der Praxis macht, gehört nun zu den Initialzündungen des philosophischen Pragmatismus. Ein überzeugender Pragmatismus leugnet aber nicht, dass es eine Realität der Erfahrung gibt, die uns über die Richtigkeit unserer Zuschreibungen informiert. Will sagen: Ich kann zwar meinem Hund Kaninchenohren anziehen, er wird dennoch nicht zum »Fluchttier«. Und ich kann einem Kaninchen ein Kostüm anziehen und habe dennoch nichts davon verstanden, was ein Kaninchen qua Kaninchen zum guten Leben braucht.

Ethische Theorietraditionen

Daher denke ich, dass es hinter den hier aufgeführten gesellschaftlichen Zuschreibungen, hinter den sprachlichen und praktischen Zurichtungen von Kaninchen, die vielen von uns »natürlich« vorkommen, noch etwas Wichtiges zu entdecken gibt. Nicht zu sehen, was ein Kaninchen – oder jedes andere Tier – jeweils auch ist, führt dazu, dass Menschen in der Praxis auf problematische Weise an den Realitäten vorbei handeln.

Unterschiedliche ethische Theorietraditionen haben in diesem Kontext auf Unterschiedliches aufmerksam gemacht: Dass Tiere als empfindungsfähige Wesen Interessen haben, Rechte oder eine Würde, dass sie unsere tugendhafte Behandlung verdienen usw. Aus pragmatischer Perspektive halte ich keine dieser ethischen Theorien für allein überzeugend. Denn ich weiß nicht gewiss, ob Tiere solche Interessen haben, dass ich sie in moralischer Hinsicht zwingend gleichermaßen berücksichtigen müsste; ob sie Rechte haben, die meinem Handeln entsprechende Grenzen zögen; ob sie eine Würde haben, die gebietet, dass ich sie entsprechend nicht zu instrumentalisieren hätte. Ich weiß auch nicht, ob Tiere Geschöpfe Gottes

sind, zu denen ich mich als Mitgeschöpf entsprechend besonders verhalten müsste. So plausibel jede dieser ethischen Positionen sein kann, nichts davon weiß ich mit Gewissheit.

Warum Zweifel angebracht ist

Bemerkenswert – und philosophisch selten – ist allerdings, dass sich alle ethischen Theorien in einem Minimalkonsens einig sind, der sich wie folgt zusammenfassen lässt: *Empfindungsfähige Tiere sind um ihrer selbst willen zu schützen, insofern ihr Leben und ihr Wohlbefinden menschlichen Handlungsabsichten Grenzen auferlegen. Diesen Tieren dürfen ohne vernünftigen Grund keine Schmerzen, Leiden oder Schäden zugefügt werden.*

Diesen Minimalkonsens erkennen Sie selbst auch leicht: Das steht zum Beispiel in Paragraph 1 des deutschen Tierschutzgesetzes, und das beteuert noch jeder, der sich in Tierwohldebatten einbringt. Dieser Minimalkonsens ist Common Sense. Auch deswegen weiß ich gewiss genug, dass wir bezweifeln müssen, dass die Art, wie wir die allermeisten Kaninchen und alle anderen empfindungsfähigen Tiere behandeln, moralisch unproblematisch ist.

Der begründete und lebendige Zweifel ist ein weiterer Kernbestandteil pragmatischen Nachdenkens. Das bedeutet unter anderem, dass man sich die Dinge nahegehen lässt, dass man auch die anderen Emotionen ernst nimmt, die einem Grund geben, an bestimmten Praktiken und den Überzeugungen, die diese stützen, zu zweifeln. Dass man sich nicht nur auf ein vermeintlich rein sachliches Vokabular verlässt, sondern explizit macht, dass etwas Abscheu oder Trauer verdient – und es hierfür auch Gründe gibt.

Gleiches gilt für das, was einem Hoffnung macht, was man wagt, sich vorzustellen und so weiter. Diese Leidenschaft

liche Koloratur des moralischen Lebens ist gerade nicht der randständige und bloß psychologisch interessante Kladderadatsch einer angewandten Ethik. Sie ist das, was es ausmacht – und was mitunter ursächlich dafür ist, dass es mit der Umsetzung dessen, was Menschen ansonsten meinen, ethisch zu wissen, nicht so weit her ist. Denn ein Merkmal der gegenwärtigen Mensch-Tier-Beziehungen ist ja gerade, dass das Leben der anderen Tiere hinter den Kategorien »Nutztier«, »Versuchstier« und so weiter verschwindet. So wird tierliches Leben in einer profunden Beziehungslosigkeit verwaltet, versteckt und verwertet, sodass das, worauf sich Menschen als sozial organisierte Tiere immer auch verlassen, wenn es um Wertigkeiten geht, verunmöglicht wird: die Emotionen.

Der Mensch, das selbstbezogene Tier

Es geht mir daher gerade nicht um eine eigene »pragmatische Tierethik«, die mit den anderen konkurrieren wollte. Im Gegenteil, in vielen Bereichen der gesellschaftlich dringend notwendigen Problemlösung sind wir mit der Theoriebildung schon fertig. Was mich umtreibt, ist die Frage, wie man vor dem Hintergrund des Minimalkonsenses die himmelschreienden Probleme lösen kann – von der Nutztierhaltung über Tierversuche bis zum Missverständnis, der Mensch sei selbst kein Tier.

Dabei muss man anerkennen, dass über den Menschen beides wahr ist: Er ist ein selbstbezogenes, selbst im Lieben mitunter unendlich grausames Tier. Gleichzeitig hatte schon Darwin – nicht für seine Naivität bekannt – recht, wenn er dem Menschen zuschrieb, auf dem Höhepunkt seiner Humanität angelangt zu sein, wenn er andere Tiere mindestens im Sinne des Minimalkonsenses moralisch berücksichtigt und sich zuweilen inniglich wünscht, dass manche dieser Beziehungen zum wechselseitigen Nutzen gelingen könnten.

Es wird oft gesagt, das Problem daran, dass Kaninchen, Schimpansen oder Schweine nicht sprechen könnten, sei, dass sie uns nicht sagen können, was sie möchten. Das, mit Verlaub, ist profunder Unsinn, da sich oft genau genug verstehen lässt, was andere Tiere wollen – und wenn das nur ist, von Menschen in Ruhe gelassen zu werden. Das Problem ist eher, dass sie sich nicht an uns wenden und ins Gesicht sagen können: »Mensch, ihr stinkt!«, »Hässlich seid ihr, schaut euch mal an!«, »Der ganze Müll!«, »Mensch, ihr seid unglaublich laut...«

Könnten sie das, vielleicht würden wir uns dann betreffen zu den Tieren hinwenden und beteuern: »Nicht doch. Wir lieben euch! Und ihr habt es

[LIFEHACK]

WAS MAN VON TIEREN LERNEN KANN: VERSÖHNLICH SEIN

 Nicht selten hört man, bei anderen Tieren könne man sehen, was es heißt, im Moment zu leben. Dabei sind diese Tiere oft hauptsächlich damit befasst, irgendwie für die Zukunft vorzusorgen, ob das nun Nestbau, soziale Fellpflege oder Nahrungsbeschaffung ist. Viel instruktiver finde ich daher, wie andere Tiere es schaffen, Konflikte auf den Moment zu begrenzen. Mir scheint das hat gerade nichts mit einem präsentischen Bewusstsein zu tun, sondern damit, dass ihnen – wie auch immer genau – klar sein muss, wie viel verheerender langfristige verschleppte Animositäten und nicht adressierte Verletzungen sein können. Andere Tiere vergessen nicht einfach, wer ihnen was angetan hat, manche tragen ja echte Traumata davon. Der Normalfall ist aber, dass man es gut sein lässt und nicht so nachtragend ist wie wir Menschen, die wir uns Wunder was einbilden auf unser Erinnerungsvermögen, welches uns aber die Hälfte der Zeit sowieso trügt

Bild: Copyright JBB Greenberg courtesy Judd Leibler, Administrator

doch gut. Ohne uns gabe es euch gar nicht!» Vielleicht würden wir zudem sagen: «Guckt nur mal, was unsere Tierethiker*innen schreiben und was in unseren Gesetzen steht! Die öffentliche Meinung...» Wenn die Kaninchen dann mit ihren Nasen wackelten und uns das nicht recht abnähmen (und alle anderen Tiere betreten wegguckten), würden wir vielleicht mit viel Emphase auf zwei Überzeugungen verweisen, die niemand wirklich bezweifelt:

Erstens werden etwa Tierversuche nur dann durchgeführt, wenn sie für den biomedizinischen Fortschritt absolut notwendig sind, und dann ganz vorsichtig. Zweitens ist allen, allen voran den Erzeuger*innen, am Wohlergehen der Tiere in der industriellen Nutztierhaltung gelegen, sodass sie nicht unnötig leiden müssen, auch wenn sie am Ende getötet werden.

Das Politische an Mensch-Tier-Beziehungen denken

Beide Überzeugungen halte ich für hoch problematisch. Vor allem aber ist es pragmatisch wichtig, den Fokus wegzunehmen von Einzelnen, die sich im Angesicht ihrer kollabierten Überzeugungen zu tugendhaften Konsument*innen entwickeln wollen und, siehe da, allein die Welt nicht retten, nicht alles richtig machen, aufgrund der Komplexität nicht zweifelsfrei zu neuen Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Handelns kommen können. Nichts wäre weniger überraschend. Dem Pragmatismus ist auch ein starker Gemeinsinn eingeschrieben, ein Sinn dafür, dass Institutionen den Einzelnen in solchen Gewohnheiten unterstützen.

Ich stelle mir vor, dass wir gesellschaftlich nur dann aus pseudomoralischen Diskussionssackgassen rauskommen, wenn wir das Politische an den Mensch-Tier-Beziehungen auf zwei Ebenen denken – und dabei unterschiedliche Emotionen ernst nehmen. Auf der Ebene der Politik des bloßen Lebens müssen wir hoffen und darauf hinarbeiten, dass zumindest die basalen Ansprüche aller politischen Tiere (sowohl von Menschen als auch anderen Tieren) gesichert werden können. Und auf der Ebene der Politik des guten Lebens von Menschen und anderen Tieren sind liebevolle und kreative Experimente erlaubt und gefordert, die über den Minimalkonsens hinausreichen und die gesamtgesellschaftliche Praxis weiter inspirieren können – von Lebenshöfen bis zum Wildtierschutz in der Stadt.

Ich hatte angehoben mit der Feststellung, dass der Mensch, seit er denken kann, meint, sich in definitiver, meist selbsterhebender Absicht

über sein Verhältnis zu anderen Tieren bestimmen zu müssen. Dabei sind in den meisten Fällen recht eigenwillige und die anderen Tiere missverstehende Perspektiven herausgekommen. In den letzten 40 Jahren etwa sind die moralischen und sachlichen Zweifel an diesen Geschichten sehr virulent geworden. Diejenigen, die nicht nur mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen Menschen und anderen Tieren sahen, sondern zudem auch die faszinierenden, ja Ehrfurcht einflößenden Andersartigkeiten schätzten, hat es zwar auch schon immer gegeben. Erst seit kurzer Zeit aber sind diejenigen, die davon überzeugt sind, dass es eine aufrichtige und weitgehende moralische Berücksichtigung anderer Tiere braucht, nicht mehr in der Rechtfertigungspflicht.

Für viele folgt aus dieser langen Geschichte an Missverständnissen, dass Menschen und andere Tiere fürderhin getrennte Wege zu gehen hätten. Man darf aber, wenn wir über den Menschen qua Menschen sprechen, nicht vergessen, dass mindestens eine andere Spezies, der Hund, immer präsent gewesen ist. Und die Menschwerdung lässt sich ohne all die Pferde, Kühe, Schweine, Hühnervögel und so weiter gar nicht rekonstruieren. Darüber reden wir – anders als über die etwas angestaubten Statussymbole menschlichen Seins wie Werkzeuggebrauch und Sprache – noch immer nicht so gern.

Mitglieder vollen Ranges

Ob es *gut* ist, dass der Mensch durch die Domestikation und Ausbeutung anderer Tiere geworden ist, was er ist, lässt sich pauschal nicht sagen. Man hört oft, «dass wir ohne Fleischkonsum niemals nicht so große Gehirne...» und so weiter. Doch selbst wenn das der Fall wäre, wären Domestikation und Ausbeutung noch immer keine zweifellos gute Sache. Statt pikierter Rechtfertigungen sollten wir daher unsere Gehirne anstrengen, um über Wiedergutmachungen nachzudenken: vom Zivildienst an ehemaligen Nutztieren über die Rückgabe von Lebensraum und Autonomie bis zu Investitionen in Bildung für Tiere, die täglich mit uns klarkommen müssen. Das kann

nur gelingen, wenn wir unsere Menschlichkeit nicht dadurch unter Beweis stellen, dass wir andere Tiere aus unseren Gemeinschaften verbannen, sondern ihnen – als Mitglieder vollen Ranges – zu ihren vielfältigen kollektiven und individuellen Rechten verhelfen. •

Mara-Daria Cojocaru ist Philosophie-Dozentin in der Tradition des Pragmatismus und erarbeitet derzeit das Projekt einer tiergestützten Philosophie. Außerdem ist sie Lyrikerin. Für ihren letzten Gedichtband erhielt sie unter anderem den Deutschen Preis für Nature Writing.



MARA-DARIA COJOCARU
Menschen und andere Tiere - Plädoyer für eine leidenschaftliche Ethik

WBG, 2021

Das Buch geht aus von dem, was tierethisch niemand bezweifelt, erörtert zentrale Probleme wie Nutztierhaltung und Tierversuche und skizziert Lösungsansätze jenseits von Moralismus und Konsumvorgaben.

[LIFEHACK]



WAS MAN VON TIEREN LERNEN KANN: VERSÖHNLICH SEIN

Nicht selten hört man, bei anderen Tieren könne man sehen, was es heißt, im Moment zu leben. Dabei sind diese Tiere oft hauptsächlich damit befasst, irgendwie für die Zukunft vorzusorgen, ob das nun Nestbau, soziale Fellpflege oder Nahrungsbeschaffung ist. Viel instruktiver finde ich daher, wie andere Tiere es schaffen, Konflikte auf den Moment zu begrenzen. Mir scheint, das hat gerade nichts mit einem präsentischen Bewusstsein zu tun, sondern damit, dass ihnen – wie auch immer genau – klar sein muss, wie viel verheerender langfristig verschleppte Animositäten und nicht adressierte Verletzungen sein können. Andere Tiere vergessen nicht einfach, wer ihnen was angetan hat; manche tragen ja echte Traumata davon. Der Normalfall ist aber, dass man es gut sein lässt und nicht so nachtragend ist wie wir Menschen, die wir uns Wunder was einbilden auf unser Erinnerungsvermögen, welches uns aber die Hälfte der Zeit sowieso trügt.